

Das allelopoietische Paradox

Ein transformationstheoretischer Versuch
anhand des politischen Dekadenzdiskurses

Jede Beobachtung beruht auf einer Unterscheidung;¹ doch die Einheit dieser Unterscheidung kann nicht mit beobachtet werden, so dass die gesamte Beobachtung paradox bleibt und jeglicher Versuch der Entparadoxierung nur zu neuen Paradoxien und damit auch zur Evolution neuer Ideen führt.² Dieser Effekt wird nachfolgend kurz am Beispiel der neuzeitlichen Entwicklung vom Absolutismus hin zum liberalen Konstitutionalismus veranschaulicht (I.).³ Vor diesem Hintergrund werden dann die das Transformationskonzept anleitenden, transformationstheoretischen Theoreme aufgegriffen (II.) und am Beispiel des politischen Dekadenzdiskurses reflektiert (III.).

I.

Die ideengeschichtliche Bedeutung der Entfaltung von Paradoxien zeigt sich exemplarisch in Jean Bodins berühmter Definition von Souveränität als »une puissance perpétuelle et absolue, sans restriction de temps ou de condition: Elle consiste à pouvoir donner loy à tous en général, et à chacun en particulier, sans le consentement d'autrui, n'en recevoir de personne.«⁴ Der solchermaßen souveräne Herrscher ist also, in Max Webers Kategorien gesprochen, nicht mehr an traditionale Herrschaftselemente wie das metaphysische Korrektiv der *lex divina* gebunden, sondern es handelt sich um eine legale Herrschaft, dank derer der Souverän nicht an Vorgaben gebunden ist – unbedingt ist er jedoch an seine eigenen Gesetze gebunden. Andernfalls handelte es sich um Willkürherrschaft, und dies ist gerade nicht Bodins Anliegen. Willkürherr-

- 1 Vgl. Spencer-Brown, George, *Laws of Form. Gesetze der Form*, Lübeck 21999, 3.
- 2 Vgl. Luhmann, Niklas, »Tautologie und Paradoxie in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft«, in: Niklas Luhmann, *Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen*, hg. v. Kai-Uwe Hellmann, Frankfurt am Main 1997 (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1256), 79–106; Luhmann, Niklas, *Ideenevolution. Beiträge zur Wissenssoziologie*, hg. v. André Kieserling, Frankfurt am Main 2009.
- 3 Die Überlegungen in diesem Abschnitt entstammen dem religionspolitischen Kontext in Fischer, Karsten, *Die Zukunft einer Provokation. Religion im liberalen Staat*, Berlin 2009.
- 4 Bodin, Jean, *Les six livres de la République*, Paris 1583, 142.

schaft braucht keine Theorie. Bodins Souveränitätskonzept zielt auf eine Rechtsordnung ab; Souveränität und Gesetzgebung werden von ihm gleichgesetzt. Oder, anders gesagt: Souveränität findet ihre Konkretisierung im Gesetzgebungsmonopol, und darin liegt die in dieser Form erstmals von Bodin konzipierte Einheitlichkeit der Staatsgewalt. Den Begriff *Rechts-Staat* hätte Bodin demnach als tautologisch empfinden müssen, denn souveräne Staatlichkeit beziehungsweise staatliche Souveränität besteht für ihn in ihrer Rechtsetzungsfunktion.

In dem Umstand, dass Bodin gerade keine Willkürherrschaft begründen will, sondern der Souverän unbedingt an seine eigenen Gesetze gebunden ist, liegt indes auch begründet, dass Bodins Souveränitätskonzeption paradox ist, indem sie besagt, dass begrenzte Macht mächtiger ist als unbegrenzte Macht.⁵ Die Entfaltung dieses auch von Hobbes entfaltetes Paradoxes ist möglich, wenn man Bodins Souveränitätskonzeption nicht vom Souverän her und nicht auf den Souverän hin denkt, sondern von der Souveränität als einem dem Staat als Institution *in toto* zukommenden Attribut ausgeht. Souveränität soll demnach Willkürakte des Einzelnen – und das heißt gerade auch des Herrschers – ausschließen. Käme die Souveränität dem Herrscher als Person und nicht als Amtsinhaber zu, so wäre sie seiner Willkür überlassen. Nach Bodin ist die Souveränität des Staates als einer politischen Institution aber der Willkür des einzelnen Herrschers nicht unter-, sondern übergeordnet. In Bodins Vorstellung hat der Herrscher also durchaus eine Rechtspflicht, auch wenn diese noch nicht als extern kontrollierbar gedacht wird, was dem modernen Liberalismus vorbehalten bleibt. Souveränität ist laut Bodin ein unbegrenzt Vermögen, das aber denjenigen, der dieses unbegrenzte Vermögen ausübt, paradoxerweise einschließt. Hierin zeigt sich die Modernität dieses Ansatzes, denn wenn die Funktion der Politik in der modernen Gesellschaft, Luhmann zufolge, in der Herstellung der Kapazität zu kollektiv verbindlichen Entscheidungen besteht,⁶ bedeutet dies schon rein logisch, dass auch derjenige, der diese Entscheidungen trifft, von diesen Entscheidungen selbst eingeschlossen und gebunden ist. Entscheidungen können demnach geändert werden, aber in diesem Fall sind sie neue Entscheidungen, und insoweit ist Deziision etwas anderes als Willkür.

Die frühneuzeitliche Souveränitätskonzeption ist also eine Konzeption politisch-sozialer Einheit. Hierin liegt ein weiteres Paradox: Erst in den liberalen Gesellschaftsvertragslehren vollends ausformuliert, hat sich bereits in der Frühen Neuzeit ein folgenreicher Bruch mit der aristotelischen Vorstellung einer politischen Gemeinschaft (*koinonia politike*) vollzogen. Beispielhaft in der Hobbes'schen Unterscheidung zwischen privater *fides* und öffentlicher *confessio*, wird nämlich nun zwischen dem Staat als einer funktional auf die Ord-

5 Vgl. Holmes, Stephen, *Passions and Constraints. On the Theory of Liberal Democracy*, Chicago/London 1995, 100ff.

6 Vgl. Luhmann, Niklas, *Die Politik der Gesellschaft*, hg. v. André Kieserling, Frankfurt am Main 2000.

nungswahrung konzentrierten Sicherheitsagentur und der bürgerlichen Gesellschaft als einer Sphäre unpolitischer, egoistischer und in diesen privaten Belangen von staatlicher Einflussnahme freier Nutzenmaximierer unterschieden. Der Staat soll also etwas anderes sein als eine Ansammlung ökonomisch interessierter Eigennutzenmaximierer, um qua seiner von Bodin entdeckten Souveränität die Unterscheidung zwischen ihm selber und der bürgerlichen Gesellschaft garantieren zu können. Mit anderen Worten: Der Staat soll als die eine Seite der Unterscheidung zwischen Staat und bürgerlicher Gesellschaft zugleich diese Unterscheidung insgesamt garantieren.⁷ Auch für die Politik (und alle anderen Funktionssysteme) gilt also die eingangs für die Moral festgestellte Beobachtungsparadoxie, dass durch Unterscheidungen konstituierte Einheiten immer Konstrukte sind, die eine Paradoxie verdecken, indem sie bestimmte Unterscheidungen favorisieren, deren Einheit dann nicht thematisiert werden kann.

Genau dies bildet aber einen Motor des ideengeschichtlichen Fortschritts. Denn wäre Bodins Souveränitätskonzeption die Begründung von Willkürherrschaft – was wäre dann Willkür? Wie alles andere kann auch Willkür nur gedacht werden, indem sie von etwas anderem unterschieden wird, und ihre andere Seite ist Bindung. Was aber ist dann die Einheit der Unterscheidung zwischen Willkür und Bindung, in der die Einheit des politischen Systems liegen muss? Dieses Problem führt geradewegs zur Rechtsstaatlichkeit. Die Forderung an den Souverän, er solle sich selbst an das Recht binden, ist bis zum Ende des 17. Jahrhunderts noch nicht vorstellbar. Selbstbindung gilt als *contradictio in adjecto*; Bindung ist nur als vertragliche Bindung denkbar. Würde sich aber der Souverän vertraglich binden, wäre dies das Ende seiner Souveränität, wie sich auch daran zeigt, dass der Souverän in Hobbes' Vertragskonstruktion ja gerade nicht Vertragspartner ist, sondern der durch den Vertragsschluss eines jeden mit jedem begünstigte und also nicht wegen vermeintlicher Vertragsverletzung belangbare Dritte. Um aber die Befolgung des eigenen Gesetzes zu sichern, muss der Souverän seine Autorität institutionell begrenzen, und insoweit gilt, dass begrenzte Souveränität stärker ist als unbegrenzte.

Mit dieser Lösung ist das Einfallstor für den liberalen Konstitutionalismus geschaffen, der durch Reformulierung der vertragstheoretischen Argumentation deren absolutistische Frühform überwindet. Denn Bodins Souveränitätsparadox, dass der Souverän keinem anderen unterworfen sein kann, aber dennoch gebunden ist, wird zur Idee der Rechtsstaatlichkeit weiterentwickelt, mit der eine neue Differenzierungs-idee verbunden ist. Und zwar wird nun zwischen der Rechtspflicht und der Kontrolle ihrer Erfüllung unterschieden. Da-

7 Vgl. Göbel, Andreas, »Paradigmatische Erschöpfung. Wissenssoziologische Bemerkungen zum Fall Carl Schmitts«, in: *Metamorphosen des Politischen. Grundfragen politischer Einheitsbildung seit den 20er Jahren*, hg. v. Andreas Göbel/Dirk van Laak/Ingeborg Villinger, Berlin 1995, 276f.

mit wird das Souveränitätsdenken zur neuen, demokratischen Idee der *Volks*-souveränität erweitert. Denn die Herrschenden – wie man unter demokratischen Bedingungen nun im Plural formulieren muss – sind eine so große, ständig einander ablösende Vielzahl, dass sie sich intern differenzieren lassen und eine Verteilung der Staatsgewalt auf verschiedene Gewalten ermöglichen, wie Locke und vor allem Montesquieu argumentieren, der – immer mit Blick auf sein großes Vorbild: die konstitutionelle Monarchie in England – den entscheidenden *rechtsstaatlichen* Schritt über Locke hinaus geht. Wäre allein schon die Differenzierung der Staatsgewalt in Legislative und Exekutive für die frühmodernen Souveränitätstheoretiker Bodin und Hobbes undenkbar gewesen, so fügt Montesquieu nun gar noch eine unabhängige Judikative hinzu, deren Gewalt sich auf politische Entscheidungen erstreckt, die fortan appellabel sind, das heißt gerichtlich überprüft werden können. Politik und Recht sind damit als gleichrangige Funktionssysteme der modernen Gesellschaft unterschieden. Gesetzgebung ist und bleibt hernach, wie in der klassischen Souveränitätskonzeption, ein Akt höchster politischer Gewalt, doch ist nun auch umgekehrt die Politik an das Recht gebunden.

Mit der aus der Entfaltung des Bodin'schen Souveränitätsparadoxes sukzessive hervorgegangenen, liberalen Selbstbeschränkung der Politik ist wiederum eine neue Paradoxie verbunden. Denn nun zeigt sich, welches »große Wagnis« der liberale Verfassungsstaat als Säkularisierungsprodukt eingegangen ist.⁸ Als Ordnung der Freiheit ist dieser Staat auf jenes Mindestmaß sozial-moralischer Qualitäten seiner Bürgerinnen und Bürger angewiesen, von dem der alteuropäische Republikanismus von jeher betont hat, dass ohne solche politische Tugendhaftigkeit der freiwilligen Orientierung am Allgemeinwohl keine freiheitliche Regierung auf Dauer bestehen könne. Um seiner Liberalität willen darf der auf seine politisch-institutionelle Funktionalität begrenzte säkulare Staat aber auch nicht selber versuchen, die Sozialmoral seines Souveräns, des Volkes, zu beeinflussen; er darf nicht einmal deren Stand genau erforschen, käme dies doch einer Gesinnungskontrolle nahe. Allenfalls in homöopathischer Dosierung darf der liberale Staat sich um seine sozial-moralischen Ressourcen bemühen. Seine Paradoxie besteht also darin, mutmaßlich jener traditionell durch die Religion garantierten, weltanschaulichen Bindungskräfte zu bedürfen, zu deren pazifizierender Begrenzung auf private Überzeugungen er selbst eingerichtet worden ist.

Hiermit kehrt das frühneuzeitliche Souveränitätsparadox, das zur Veränderung von Bodins Theorieansatz geführt hatte, in veränderter Form wieder. Dies ist indes weniger eine historische Ironie als vielmehr ein Beleg für die Bedeutung von Paradoxieentfaltungen in der Politischen Ideengeschichte.

8 Böckenförde, Ernst-Wolfgang, »Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation [1967]«, in: Ernst-Wolfgang Böckenförde, *Der säkularisierte Staat. Sein Charakter, seine Rechtfertigung und seine Probleme im 21. Jahrhundert*, München 2007 (= Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung, 86), 71f.

Dem frühneuzeitlichen absolutistischen Souverän entsprechend, benötigt nun auch der demokratische Volkssouverän das Paradox einer Begrenzung seines Gestaltungsvermögens um dessen Praktikierbarkeit willen. Diese Begrenzung leistet die Verfassung: »Citizens need a constitution, just as Ulysses needed to be bound to his mast.«⁹ Denn so wie Odysseus den Sirengesang nur ohne die Reue tödlichen Schiffbruchs genießen konnte, weil er sich selbst an den Mast hatte binden lassen, bedarf auch das Experiment demokratischer Freiheit einer Sicherungsmaßnahme, die darin besteht, dass die Demokratie selber sowie zentrale moralische Normen durch das Institut verfassungsrechtlicher Unverfügbarkeit der demokratischen Disposition entzogen werden.¹⁰

Auf eine Paradoxie wird folglich mit der Entfaltung einer weiteren Paradoxie geantwortet: »Demokratie heißt: daß das Volk selber herrscht. Und über wen? Über das Volk natürlich.«¹¹ Hierauf antwortet der Konstitutionalismus mit jener odysseeischen Konstruktion, die man als Unverfügbarkeitsparadox bezeichnen kann: Der liberale Verfassungsstaat wendet sich gegen transzendente Begründungen sozialer Ordnung und politischer Herrschaft und versteht diese als keineswegs unverfügbarer göttlicher Bestimmung unterliegend, sondern vielmehr aus dem Willen der Herrschaftsunterworfenen resultierend und dementsprechend disponibel. Dies spiegelt sich in der politischen Verabschiedung aller Gesetze bis hin zur Verfassung durch demokratisch gewählte Repräsentanten des Volkes als dem Souverän. Dieses Verständnis und seine prinzipiellen institutionellen Ausprägungen werden jedoch als unverfügbar verabsolutiert, just um jedwede Reprise religiöser Unverfügbarkeitspostulate hinsichtlich politisch-sozialer Belange auszuschließen. Aus dem politischen Willensakt der Verfassungsgebung, in dem die Gestaltbarkeit aller immanenten Ordnung faktisch wie symbolisch aufscheint, resultiert demnach paradoxerweise eine Unverfügbarkeit zweiter Ordnung.

Das *Souveränitätsparadox* wurde mithin von dem *Paradox demokratischer Volkssouveränität* abgelöst, und dieses kulminiert im *konstitutionalistischen Unverfügbarkeitsparadox*, mit dem wiederum das von Böckenförde berühmt gemachte *Liberalitätsparadox* der Angewiesenheit auf unverfügbare sozial-moralische Grundlagen eine klassisch liberale, nämlich eine institutionalistische Entfaltung erfährt – und damit ebenfalls paradox bleibt, abgesehen von dem zusätzlichen *Religionsparadox*, dass der liberale Staat ausgerechnet jener von religiösen Bindungen unterstützten, weltanschaulichen Kohäsionsmittel zu bedürfen meint, deren konkurrentielle Gewaltpotentiale zu hegen er sich zur *raison d'être* gemacht hat.

Die ideengeschichtliche Bedeutung von Paradoxien und Entparadoxierungsversuchen zeigt sich somit in einigen der wichtigsten politischen Ent-

9 Holmes 1995, 135.

10 Vgl. ebd., 163.

11 Luhmann 2000, 353.

wicklungen der europäischen Geschichte.¹² Angesichts dessen verwundert es nicht, dass die Figur der Paradoxie auch für das Verständnis von ›Transformationen der Antike‹ relevant ist, wie sich insbesondere an dem zentralen Theorem des Transformationskonzepts, der Allelopoiese, zeigt.

II.

Das zentrale Theorem des Transformationskonzepts besagt, dass jede Transformation sowohl ihren Referenzbereich, in unserem Fall also die Antike, als auch ihren Aufnahmebereich, hier also die auf Antike rekurrierende Gesellschaft beziehungsweise Kultur verändert. Demnach besteht eine Wechselwirkung bei der Erzeugung neuer Wahrnehmungskonstellationen, die »mit dem Begriff Allelopoiese, abgeleitet aus griech. *allelon* (gegenseitig) und *poiesis* (Herstellung, Erzeugung), bezeichnet« wird:¹³

Transformationen generieren Dynamiken der kulturellen Produktion, in denen immer auch das verändert wird, was der Transformation voraus liegt, worauf sie sich reflexiv bezieht und das erst im Laufe der Transformation spezifiziert wird. [...] Transformationen sind bipolare Konstruktionsprozesse, in denen die beiden Pole einander, im Sinne einer kulturellen Selbstdeutung, wechselseitig konstituieren und konturieren. [...] Daraus folgt für die Gegenstände der Transformation, dass sie nicht als konstante Entitäten im Rezeptionsprozess gleichsam unverändert durchgereicht werden. Input und Output von Transformation sind vielmehr als sich im Transformationsprozess selbst wechselseitig hervorbringende, performative Elemente zu verstehen, die durch die jeweiligen Kontexte der Referenz- und Aufnahmekultur bedingt sind.¹⁴

Will man eine starke Lesart dieses Theorems vertreten, so ist es indes meines Erachtens wenig hilfreich, die Beteiligung von Agenten zu betonen und zwischen materiellen, strukturellen und semantischen Dimensionen zu unterscheiden.¹⁵ Denn da auch und gerade bei Transformationen der Antike nicht menschliche Interaktion, sondern soziale Kommunikation beobachtet wird, ist,

12 Vgl. nur zu ihrer althistorischen Bedeutung Winterling, Aloys, »Staat, ›Gesellschaft‹ und politische Integration in der römischen Kaiserzeit«, in: *Klio* 83 (2001), 93–112; Winterling, Aloys, »Krise ohne Alternative« im alten Rom«, in: *Christian Meier zur Diskussion. Autorenkolloquium am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld*, hg. v. Monika Bernett/Wilfried Nippel/Aloys Winterling, Stuttgart 2008, 219–239. Zu ihrer anhaltenden politischen Relevanz vgl. Greven, Michael Th., »Bildung und Demokratie – zwischen Utopie und Praxis«, in: *Vorgänge* 4 (2009), 4–18. Zu ihrer kulturtheoretischen Bedeutung Gebhardt, Christian/Kaiser, Stephan/Müller-Seitz, Gordon, *Opening the Black Box ›Internet‹ – A Refinement of Sociological Systems Theory by Analyzing how Wikipedia Unfolds its Inherent Paradoxes, Arbeitspapier für das 25. EGOS-Colloquium*, Barcelona 2009; so wie grundlegend Luhmann 1997.

13 Siehe oben, S. 39.

14 Ebd., S. 43.

15 Ebd., 44.

wie stets, auch die Rede von Strukturen ›nur‹ eine Semantik,¹⁶ zumal sich die Transformationstheorie von der Rezeptionstheorie ja gerade auch dadurch dezidiert unterscheiden muss,¹⁷ dass der Unterschied zwischen einer rezeptiv bloß deutenden, semantischen ›Höhenkammliteratur‹ und manifesten, ›realen‹ historischen Prozessen zu nivellieren ist.

Offensichtlich haben wir es bei der Allelopoiese gleichsam mit einer Doppelhelix-Struktur zu tun. Denn zunächst ist das historisch Spätere ja stets von der vorherigen Geschichte auf unterschiedlichste Weise beeinflusst oder gar bedingt, wie etwa die mehr als ein Jahrtausend währende ›Eintunnelung‹ des freiheitlichen Politikverständnisses der griechischen Antike durch die christliche politische Theologie als der Überwindung des seinerseits die griechische Entwicklung beendenden *imperium romanum*. Werden im Rahmen solch basaler historischer Prozesse zudem deutende Transformationen der Antike (oder anderer Epochen) in dem »Gewebe politischer Diskurse«¹⁸ vorgenommen, wird hierdurch die Referenzkultur allein schon aufgrund des zwangsläufigen semantischen Hiatus verändert. So ist etwa das eingangs angedeutete, moderne Freiheitsverständnis einer im demokratisch-konstitutionalistischen Unverfügbarkeitsparadox kulminierenden, institutionalistischen Selbstbeschränkung grundverschieden vom antiken Freiheitsbegriff.¹⁹ Gleichwohl wird das moderne Freiheitskonzept, wie angeführt, mit Rekurs auf den Odysseus-Mythos charakterisiert, oder aber es werden wertende Referentialisierungen vorgenommen, sei es in eher freiheitsskeptischer, neo-platonischer Lesart, sei es in eher freiheitlicher, neo-aristotelischer Lesart. In allen Fällen wird die Antike also nicht nur aus spezifisch moderner Perspektive und mit entsprechenden normativen Interessen referentialisiert, sondern in Verbindung mit dem semantischen Hiatus hierdurch eben transformiert. Gleichzeitig wirkt die solchermaßen transformierte Referenzkultur wiederum auf die transformierende Aufnahmekultur zurück, sei es durch Kontinuitätsfiktionen, Diskontinuitätsbetonungen, Identifikationen, Perhorreszierungen oder die relativ neutralste Form des Abgleichens. Metaphorisch könnte man diese das Theorem der Allelopoiese begründende Rückwirkung wohl mit der Wirkung des Blicks in einen Konvex- oder Konkavspiegel vergleichen.

Nun gemahnt dieser allelopoietische Prozess indes an das bekannte Vatermord-Paradox: Unternähme man eine Zeitreise und träfe man dabei auf den eigenen Vater vor dessen Begegnung mit der eigenen Mutter, so wäre der Mord am eigenen Vater die wohl einfallsreichste und aufwendigste Form von

16 Vgl. Stichweh, Rudolf, »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«, in: *Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologische Theorie* 6 (2000), 240.

17 Vgl. oben, 41f.

18 Llanque, Marcus, *Politische Ideengeschichte. Ein Gewebe politischer Diskurse*, München 2008.

19 Vgl. Nippel, Wilfried, *Antike und moderne Freiheit. Die Begründung der Demokratie in Athen und in der Neuzeit*, Frankfurt am Main 2008; Meier, Christian, *Kultur, um der Freiheit willen. Griechische Anfänge Anfang Europas?*, München 2009.

Selbstmord. Wenn das Theorem der Allelopoiese eben nicht bloß einen Rezeptionsvorgang meint, sondern einen wechselseitigen Konstitutionsprozess, so ist die Allelopoiese dergestalt paradox, dass durch die transformierende Rückwirkung der transformierten Referenzkultur auf die zunächst transformierende und hierdurch schließlich selber transformierte Aufnahmekultur gleichsam der erste Strang der historischen Doppelhelix aufgelöst würde: Wenn die Antike im oben genannten Sinne die nachfolgende Geschichte beeinflusst oder gar bedingt hat, dann müsste eine nicht bloße, fiktive Rezeption darstellende Transformation jener Antike vergleichbare Konsequenzen haben wie die Zeitreise im Vatermord-Paradox.

Angesichts dessen ist es nun umso interessanter, die paradoxen Strukturen der Transformationen der Antike im politischen Dekadenzdiskurs zu verfolgen.

III.

Der Dekadenzdiskurs ist ein geradezu idealtypisches Feld für das Studium von Transformationen der Antike, wie das Wort des französischen Historikers Pierre Chaunu, Dekadenz sei eine Bescherung der Moderne, Rom aber das Urbild aller Dekadenz, zeigt.²⁰ Diese anhaltende Attraktivität des Dekadenzmotivs erklärt sich daraus, dass es Gesellschaften von jeher dazu dient, über ihren eigenen Zustand zu kommunizieren und diese Kommunikation wiederum zu kommunizieren. Dementsprechend bedarf es auch einer Beobachtung zweiter Ordnung, also einer Beobachtung, wie Beobachter ihre Gesellschaft als dekadenzgefährdet beobachten.

Schon im alten Rom war die selbstkritische Besorgnis, der sozio-moralische Zustand der *res publica* könnte auf ein unzureichendes Niveau gesunken sein, ein politischer Faktor ersten Ranges.²¹ Schauen wir, um dies verstehen zu können, zunächst noch etwas weiter zurück auf den anders gelagerten Fall des alttestamentarischen Propheten Jona. Es ist nämlich die Glaubwürdigkeit von Jonas Unglücksprophezeihungen, die dazu führt, dass sie nicht eintreten, weil Gott reuige Sünder verschont. Jona durchschaut diese Paradoxie seiner Prophezeihungen, nicht wahr zu werden, weil sie wahr sind, und das Paradox ist ihm als Intellektuellem peinlich. Deshalb will er nicht nach Ninive, so dass es des großen Meeressäugers bedarf, um dem Mechanismus ein weiteres Mal zum Erfolg zu verhelfen. Das hat unmittelbar mit dem Dekadenz-Motiv zu tun. Denn das Problem auch der Stadt Ninive soll sittliche Dekadenz gewesen sein – ein klassisch antiurbanes Stereotyp, das gerne auf dem Land oder,

20 Vgl. Chaunu, Pierre, *Histoire et décadence*, Paris 1981.

21 Der nachfolgende Abschnitt erscheint identisch in Fischer, Karsten, »Imperiale Verfallsucht. Politische Fernwirkungen des Dekadenzmotivs«, in: *Macht Antike Politik?*, hg. v. Johannes Helmuth/Stefan Schlelein, Berlin [voraussichtlich 2012].

schlimmer noch, in der Wüste verbreitet und als blasphemisch gebrandmarkt wird.²²

Im Fall Roms muss das Dekadenzmotiv ohne Gott auskommen. Denn, und das ist religionssoziologisch interessant, die römischen Götter sind den Menschen viel zu ähnlich, als dass sie sich über menschliche Dekadenz empören könnten – eher noch würden ihnen ähnliche Gelüste zugeschrieben.

Es gibt in Rom aber ein funktionales Äquivalent zum Propheten Jona, und das sind die intellektuellen Beobachter der Szene. An die Stelle Gottes, der seinen Propheten schickt, tritt damit der von einem Historiker gezogene Vergleich mit einem früheren Zustand. Und dieser Vergleich hat eine für den Dekadenzdiskurs charakteristische Besonderheit: Er erfolgt nämlich im Kontext eines zyklischen Denkens. Das, was wir heute als historischen Verlauf zu bezeichnen pflegen, für das es aber im antiken Rom noch kein Bewusstsein von Geschichtlichkeit gab, wird damals bekanntlich nicht linear gedacht; nicht als der von Reinhart Koselleck identifizierte, moderne »Kollektivsingular«, und nicht unter dem naturgemäß linearen Vorzeichen einer Eschatologie, wie sie die christliche politische Theologie gleichsam auf den Ruinen Roms errichtete. Rom konnte wohl auch deshalb zum Urbild aller Dekadenz werden, weil dieses Motiv gleichsam die Nahtstelle zweier typisch römischer Themen ausmacht: Das eine ist die republikanische Selbstkritik am Zustand des Gemeinwesens, und das Andere ist das zyklische Denken, das es zur politischen Aufgabe macht, den als historisch unvermeidlich gedachten Verfall möglichst lange hinauszuzögern beziehungsweise das Durchschreiten des Niedergangs bestmöglich zu gestalten und zu beschleunigen.

Hieran können wir ein wichtiges Charakteristikum des Dekadenzmotivs identifizieren. Schon lexikalisch bedeutet Dekadenz das Abfallen vom Normalzustand,²³ und diese Betonung eines idealisierten *status quo ante* ist eben nur attraktiv, wenn man ihn nicht unwiderruflich verlassen wähnt, sondern an sein Wiedererreichen nach Vollendung des Zyklus glaubt. Anders als der alttestamentarische Prophet reichern die intellektuellen Beobachter im republikanischen Rom ihre Prophezeihungen mit historischen Analogien an, und anders als bei Jona wirkt die römisch-republikanische Dekadenzkritik nicht paradox als *self-defeating prophecy*, das heißt als eine Vorhersage, deren Eintreffen gerade aufgrund ihrer Verbreitung vereitelt werden soll und noch vereitelt werden kann.²⁴ Wenn man so will, ist der Dekadenzdiskurs im römi-

22 Diesen schönen Einfall übernehme ich von Herfried Münkler.

23 Vgl. Werner, Helmut, *Der Untergang Roms. Studien zum Dekadenzproblem in der antiken Geistesgeschichte*, Stuttgart 1939, V.

24 Vgl. Demandt, Alexander, »Das klassische Dekadenzmodell bei Isokrates«, in: Alexander Demandt, *Geschichte als Argument. Drei Formen politischen Zukunftsdenkens im Altertum*, Konstanz 1972, 26; Merton, Robert K., »The Self-fulfilling Prophecy«, in: *Social Theory and Social Structure*, hg. v. Robert K. Merton, New York/London 1968, 475–490; Merton, Robert K., »Die Eigendynamik gesellschaftlicher Voraussagen«, in: *Logik der Sozialwissenschaften*, hg. v. Ernst Topitsch unter Mitarbeit v. Peter Payer, Frankfurt am Main¹² 1993, 144–161.

schen Republikanismus rechthaberisch; er schaut mitunter schon mitleidig auf den Verfall der Republik zurück, längst bevor sie wirklich untergegangen ist.

Doch was heißt schon ›wirklich‹ untergegangen, gerade im Fall der Römischen Republik? An kaum einem anderen Beispiel lässt sich so schön zeigen, wie Beobachter ihre Realität konstruieren und wie solche sozialen Konstruktionen der Wirklichkeit dann die politische Semantik prägen, mit der reale Machtfragen entschieden werden. Schließlich behauptet Augustus, die Republik sei doch gar nicht untergegangen; vielmehr sei sein Werk und Verdienst die *res publica restituta*, die wiederhergestellte Republik.

Daran ist zumindest richtig, dass die Lobpreisung des Princeps Augustus und seiner Politik die logische Konsequenz der republikanischen Selbstkritik war. Nicht umsonst war schließlich die Unverzichtbarkeit des *metus hostilis* betont worden, der Furcht vor äußeren Feinden.²⁵ So berichtet Plutarch²⁶ von dem Konflikt zwischen Cato und Scipio Nasica Corculum, der Catos sprichwörtlicher Forderung nach der Zerstörung Karthagos entgegengesetzt habe, die künstliche Erhaltung der äußeren Bedrohung sei von unschätzbare Bedeutung für die sozio-moralischen Bestandsbedingungen Roms.

Sallust zieht dann in seinem *Bellum Iugurthinum* die Schlussfolgerung, bis zur Zerstörung Karthagos habe die Furcht vor dem Feind die Bürgerschaft züchtig und sittsam gehalten und die gemeinschaftliche Führung der *res publica* durch Volk und Senat ermöglicht. Ohne das Grauen der Furcht seien aber staatszersetzende Raffgier, selbstüchtiger Konsumismus, luxuriöser Müßiggang und geschmacklose Vergnügungen eingekehrt.²⁷

25 Vgl. Eckstein, Arthur M., *Moral Vision in the Histories of Polybius*, Berkeley 1995; Fuchs, Harald, »Der Friede als Gefahr. Zum zweiten Einsiedler Hirtengedichte«, in: *Harvard studies in classical philology* 53 (1958) 363–385; Lintott, Andrew W., »Imperial Expansion and Moral Decline in the Roman Republic«, in: *Historische Zeitschrift für Alte Geschichte* 21 (1972), 626–638; Bellen, Heinz, *Metus Gallicus – metus Punicus. Zum Furchtmotiv in der römischen Republik*, Stuttgart 1985 (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. Jahrgang 1985, 3); Welwei, Karl-Wilhelm, »Zum ›metus Punicus‹ in Rom um 150 v. Chr.«, in: *Hermes* 117 (1989), 314–320; Kneppel, Alfred, *Metus temporum. Zur Bedeutung von Angst in Politik und Gesellschaft der römischen Kaiserzeit des 1. und 2. Jhdts. n. Chr.*, Stuttgart 1994; Kneppel, Alfred, »Metus und Securitas. Angst und Politik in der römischen Kaiserzeit«, in: *Angst und Politik in der europäischen Geschichte*, hg. v. Franz Bosbach, Dettelbach 2000, 53–66; Kapust, Daniel, »On the Ancient Uses of Political Fear and Its Modern Implications«, in: *Journal of the History of Ideas* 69 (2008), 353–373.

26 Vgl. Plutarch, *mor. (Wie man von seinen Feinden Nutzen ziehen könne, 3)*; Plutarch, *Moralische Schriften. Zweites Bändchen*, übers. v. Johann Christian Felix Bähr, Stuttgart 1829 (= Plutarch's Werke, 21), 248–266, hier 252f.; Plutarch, *Cato der Ältere*, 27; Plutarch, *1. Perikles. 2. Cato der Ältere*, übers. v. Eduard Eyth, Stuttgart 1855 (= Plutarchs Ausgewählte Biographien, 3), 49–89, hier 88.

27 Vgl. Sallust, *Iug.* XL1 1–6, hg. v. Schöne, 202f.

Damit hat Sallust der augusteischen Selbststilisierung Vorschub geleistet.²⁸ Denn so konnte der Kaiser die autokratische Gewährleistung der *securitas* gerade deshalb beanspruchen, weil er ja jener wiederhergestellten Republik zu dienen vorgab, deren sittliche Verkommenheit als schicksalhaft galt und die man also mit starker Hand vor sich selber schützen musste.²⁹ – Es könnte ergebnisreich sein zu untersuchen, ob auch der heutzutage von den orthodoxen Kirchen verbreitete Dekadenzvorwurf gegen den westlichen Liberalismus eine subsidiäre Legitimationsfunktion für den in Osteuropa um sich greifenden Autoritarismus erfüllt.

Was die römischen Verhältnisse angeht, dürfte jedenfalls deutlich geworden sein, welche politische Bedeutung das scheinbar so artifizielle Dekadenzmotiv gehabt hat. Der republikanische Dekadenzdiskurs wirkt geradezu fahrlässig, insofern seine Protagonisten die politische Deutungshoheit an den Prinzipat verloren haben, weil sie in ihrer semantischen Inkompetenz dreierlei verkannten:

Erstens, dass die Bezugnahme auf den *metus hostilis* als andere Seite der Unterscheidung zwangsläufig die Sehnsucht nach und die Legitimierung von *securitas* befördert.

Zweitens hat der römische Republikanismus nicht begriffen, wie selbstschädigend es in Krisenzeiten wirkt, wenn der sittliche Zustand des Gemeinwesens zur Bestandsbedingung des Regierungssystems verklärt wird – nicht umsonst traut der auch diesbezüglich lernfähige, moderne Liberalismus der Funktion politischer Institutionen mehr als den sittlichen Intentionen seiner Bürger³⁰ und hält, in der berühmten Formulierung Kants, das Problem der Staatserrichtung auch »für ein Volk von Teufeln lösbar, sofern sie nur Verstand« haben.³¹

Drittens ist der im Dekadenzmotiv verdichtete, semantische und legitimatorische Triumph des Prinzipats gegen die Republik zwangsläufig, weil ein republikanischer Ausweg paradox wäre: Denn die Dekadenzdiagnose attestiert eine hedonistische Entpolitisierung, mit der jegliche Rettung in republikanischen Bahnen ausgeschlossen ist, weil diese auf jenem staatsbürgerlichem Engagement basieren müsste, das die Entpolitisierung beschädigt hat.

Dieses Paradox kommt nicht von ungefähr, sondern verweist auf ein anderes, grundlegendes: Christian Meier folgend, kann man davon ausgehen, dass die politische Grammatik der Römischen Republik in einem Regula-

28 Vgl. Bringmann, Klaus, »Weltherrschaft und innere Krise Roms im Spiegel der Geschichtsschreibung des zweiten und ersten Jahrhunderts v. Chr.«, in: *Antike und Abendland* 23 (1977), 47f.

29 Vgl. Meier, Christian, »Augustus. Die Begründung der Monarchie als Wiederherstellung der Republik«, in: Christian Meier, *Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar. Drei biographische Skizzen*, Frankfurt am Main 1980b, 263ff.

30 Vgl. Holmes 1995.

31 Vgl. Kant, Immanuel, »Zum Ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf«, in: Immanuel Kant, *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, Bd. 1, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main 1991, 233f.

tionsvermögen bestand, das den *mos maiorum* als sozio-moralische Konstante mit den institutionellen Bahnen harmonisierte und auf diese Weise einen sozialen Konsens reproduzierte, der wesentlich in der Integration der Nobilität in die republikanische Herrschaftsform bestand.³² Das Scheitern der Römischen Republik ist demnach als Versagen dieser politischen Grammatik zu deuten, und zwar dergestalt, dass soziale Konflikte nicht mehr zu kollektiv verbindlichen Entscheidungen politisiert werden konnten, sondern vielmehr jeder solche Versuch neue Konflikte schürte, mit denen der Grundkonsens der *res publica* erodierte. Formelhaft zugespitzt, gründet das Scheitern der Römischen Republik also in dem Paradox, dass es das auf dem republikanischen Grundkonsens basierende Erfolgsrezept der Politisierung sozialer Konflikte war, das am Ende selber zur Zerstörung eben dieses Grundkonsenses beitrug.³³

Wenn Christian Meier der Römischen Republik daher eine *Krise ohne Alternative* bescheinigt hat,³⁴ erhellt dies also auch die semantische Karriere des Dekadenzmotivs als einer moralisierenden Reaktion auf die paradoxe Erosion der politischen Grammatik, wobei diese Dekadenzkritik, wie gesagt, ihrerseits paradox bleibt und damit der Legitimation des Prinzipats in die Hände spielt. Anders als bei Jona wurde die *self-defeating prophecy* also gar zur *self-fulfilling prophecy*, zumal, dem sogenannten Thomas-Theorem zufolge, reale Konsequenzen allein dadurch entstehen, dass Situationen als real definiert werden.³⁵ Dies ist gerade für die römische Gesellschaft naheliegend, in der laut Karl-Joachim Hölkeskamp eine »Tiefenstruktur« der unstrittigen und nicht hinterfragten, zu Selbstverständlichkeiten eingerasteten und nicht einmal mehr reflektierten Werte, Grundüberzeugungen, Vorstellungen und Vorurteile (im doppelten Sinne)« wirksam war und als »Rezeptwissen« Begriffe und Muster für die Wahrnehmung und Deutung der Realität und des Alltags« bereitgestellt hat.³⁶

Dies zeigt, dass unser Thema in einer anderen, komplizierteren Hinsicht für den Übergang von der Republik zum Prinzipat relevant ist als durch den angeblichen, unmittelbaren Verfall der Römischen Republik qua Dekadenz. Denn im Prinzipat tritt nun neben den durchaus fortlebenden *metus* das im republikanischen Diskurs noch nicht annähernd vergleichbar denkbare und erfahrbare Motiv der *securitas*,³⁷ das in so einzigartiger Weise mit Augustus identifiziert, aber auf seine Nachfolger ausgedehnt wurde.³⁸ *Metus* und *securi-*

32 Vgl. Meier, Christian, *Res publica amissa. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der römischen Republik*, Frankfurt am Main 21980a, passim.

33 Vgl. Winterling 2001; Winterling 2008.

34 Vgl. Meier 1980a.

35 Vgl. Thomas, W[illiam] I./Thomas, Dorothy Swaine, *The Child in America. Behavior Problems and Programs*, New York 1928, 572.

36 Hölkeskamp, Karl-Joachim, *Rekonstruktionen einer Republik. Die politische Kultur des antiken Rom und die Forschungen der letzten Jahrzehnte*, München 2004 (= Historische Zeitschrift. Beihefte, 38), 55f., 57f.

37 Vgl. Knepe 2000.

38 Vgl. Meier 1980b, 263ff.

tas standen in einem dialektischen Verhältnis, demzufolge die Furcht vor Dekadenz nun eine Funktion in der imperialen Politik einnehmen konnte, aus der sich eine erfolgsträchtig umfassende Zielbestimmung des augusteischen Prinzipats ergeben hat: Wenn die imperiale Position zur sozio-moralischen Autokatalyse tendierte, dann bedurfte es einerseits innerer Reformen für die *res publica restituta*, die andererseits dadurch verstärkt werden sollten, dass sich die römischen Tugenden in der imperialen Mission zu bewähren hatten.³⁹ In der Verschränkung von innerer und äußerer Mission lag also ein ideologischer Mehrwert, mit dem sich »die außerordentliche Stellung, die Augustus in *res publica* und Imperium einnahm«, rechtfertigen ließ.⁴⁰ Die Lobpreisung des Princeps Augustus hat insoweit »eine ihrer Wurzeln in der Selbstauffassung der späten Republik«.⁴¹

Mit der Apotheose des Princeps zum regelrechten *κατέχων* historischer Dekadenz wird mithin das ursprünglich republikanische Dekadenzmotiv neu arrangiert. War es vormals primär eine republikanische Selbstkritik, hat es sich nun zum geschichtstheoretischen Paradigma imperialer Stabilität ausgedehnt.⁴² Genau dies beschäftigt dann auch die Patristik, die sich zumal nach dem Untergang des Weströmischen Reiches dem heidnischen Vorwurf ausgesetzt sieht, mit seinen Werten sei das Christentum zum »Vampyr des imperium Romanum« geworden, wie es anderthalbtausend Jahre später in Nietzsches *Antichrist* heißen wird.⁴³

Wie Eusebius von Caesarea in seiner Kirchengeschichte berichtet, hat Bischof Melito von Sardes bereits im 2. Jahrhundert eine elegante Entkräftung dieses Vorwurfs vorweg genommen, indem er in seiner Apologie an Marc Aurel schrieb, die christliche Religion sei »im Schoße von Barbaren« erwacht, dann aber »unter der ruhmreichen Regierung« von Augustus zur Blüte gereift und so zu einem Glücksbringer jedes römischen Regenten geworden, weil sich erst seitdem »die römische Macht zu Größe und Glanz« erhoben habe.⁴⁴

Die für unseren Zusammenhang noch interessantere Weiterentwicklung dieser Argumentation hat Augustinus vorgenommen. Für ihn als Christen gibt es zwar keinen Niedergang im politischen Sinn.⁴⁵ Aber Augustinus beobachtet die heidnische Beobachtung der Christen und vermag so den Dekadenzvor-

39 Vgl. Bringmann 1977, 47.

40 Ebd., 47f.

41 Ebd., 48.

42 Vgl. Sion-Jenkis, Karin, *Von der Republik zum Prinzipat. Ursachen für den Verfassungsverwechsel in Rom im historischen Denken der Antike*, Stuttgart 2000.

43 Nietzsche, Friedrich »Der Antichrist. Fluch auf das Christentum«, in: Nietzsche, Friedrich, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, hg.v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 6, München 21988, 245–58.

44 Eusebius, *HE*, IV.26.7ff., hg. v. Kraft, 226.

45 Vgl. Maier, Franz-Georg, »Niedergang als Erfahrung und Begriff: Die Zeitgenossen und die Krise Westroms 370 – 470«, in: *Niedergang. Studien zu einem geschichtlichen Thema*, hg. v. Reinhart Koselleck/Paul Widmer, Stuttgart 1980, 59–78. Vgl. Troeltsch, Ernst, *Augustin, die Antike und das Mittelalter*, Berlin 1915, 24ff.

wurf gegen die christliche Ethik mit einem Griff in das argumentative Arsenal der politischen Ideengeschichte zu kontern: Unter Berufung auf die Kontroverse zwischen Cato und Scipio Nasica betont er im 30. Kapitel des ersten Buches seines *Gottesstaates*, wenn der *metus hostilis* bereits zu Zeiten der Römischen Republik nötig gewesen sei, um der Dekadenz zu wehren, dann sei dieses Problem offensichtlich römischen Ursprungs und nicht etwa in christlicher Verantwortung.⁴⁶ Und unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Sallust setzt Augustinus im zweiten Buch fort, die Dekadenz als genuin römisches Problem nachzuweisen, dem sich die vermeintlich so politischen heidnischen Götter nicht angenommen hätten, weswegen es aber auch unzulässig sei, es der christlichen Eschatologie zuzuweisen.⁴⁷

Sichtlich beherrscht Augustinus bereits, was Foucault »Die fröhliche Wissenschaft des Judo« genannt hat, also die eigene Verteidigung mit dem argumentativen Schwung des Angreifers zu führen.⁴⁸ Jedenfalls aber haben wir bis hierhin verfolgen können, dass auch im Fall des Dekadenzmusters die Transformationen der Antike bereits in der Spätantike stattfinden.

Richtet man von hieraus den Blick auf die neuzeitlichen Transformationen des antiken Dekadenzmotivs in den Selbstreflexionen des *British Empire* und der Vereinigten Staaten von Amerika, die sich dem über Renaissance und Humanismus vermittelten, beispielsweise anhand Flavio Biondos *Ab inclinatione Romanorum imperii* von 1483 nachweisbaren Einfluß dieses Topos auf die *atlantic republican tradition*⁴⁹ verdanken,⁵⁰ so zeigt sich als bemerkenswerte Kontinuität die fundamentale Paradoxie des politischen Dekadenzdiskurses: Er verbindet den Befund dekadenter Entpolitisierung mit der Forderung jener umfassenden politischen Steuerung, die doch von der Dekadenzdiagnose *ad absurdum* geführt sein müßte. Dabei funktioniert die Referentialisierung des *imperium romanum* gewissermaßen als politisches Passepartout, das unterschiedliche Optionen nahelegen kann und vier verschiedene, aber untereinander verflochtene Dekadenzmotive aufweist, die in den entsprechenden Elitendiskursen verhandelt werden. Hierbei können jeweils positive oder negative Aspekte betont werden; in jedem Fall aber wird soziale Schichtung normiert und legitimiert, indem für Ober- und Unterschicht im Inneren beziehungsweise »Zivilisierte« und »Barbaren« im internationalen Verhältnis jeweils unterschiedliche Dekadenzwirkungen behauptet werden:

46 Vgl. Augustinus, *civ.*, I,30, übers. v. Thimme, 52f.

47 Vgl. ebd., II, 18; II, 21: 90ff.

48 Vgl. Foucault, Michel, »Die fröhliche Wissenschaft des Judo. Ein Gespräch mit Jean-Louis Ezine«, in: Michel Foucault, *Mikrophysik der Macht. Über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin*, Berlin 1976, 124–129.

49 Vgl. Pocock, J[ohn] G[reville] A[gard], *The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition*, Princeton 1975.

50 Vgl. Pocock, J[ohn] G[reville] A[gard], *Barbarism and Religion*, Band 3: *The First Decline and Fall*, Cambridge 2003, 153ff.

- Die Bewahrung reiner Sitten durch das einfache, unbescholtene Landleben beziehungsweise die Verfeinerung der Sitten durch die moderne, urbane Zivilisation (Landidyll-Motiv);
- der hoffnungslose Zustand des eigenen gesellschaftlichen Prekariats beziehungsweise die Verkommenheit der eigenen gesellschaftlichen Oberschicht (Prekariatsmotiv);
- die xenophobe Angst vor massenhafter Migration einfacher, »barbarischer« Völker beziehungsweise die Hoffnung auf die sittenreinigende Wirkung der Migration einfacher, unverdorbener Völker (Migrationsmotiv);
- die Hoffnung auf die sittenreinigende Furcht vor äußeren Feinden beziehungsweise die Sorge vor ihnen aufgrund mangelnder eigener Verteidigungsmoral (Feind-Motiv).

Eine zentrale Referenz für diese nachfolgend schlaglichtartig exemplifizierten Deutungsmuster bildet erwartungsgemäß Edward Gibbon mit seiner zwischen 1776 und 1788 erschienenen *History of the Decline and Fall of the Roman Empire*.⁵¹ Trotz der wissenschaftlich-historiographischen Absicht und Qualität seines Monumentalwerkes⁵² hat Gibbon darin nicht nur konkrete Dekadenzdiagnosen aufgestellt, wie etwa im zweiten Kapitel, wo er den Römern »eine geschrumpfte Gestalt des Menschengeschlechts« attestiert,⁵³ oder im siebzehnten Kapitel, in dem er »das Grauen der verweichlichten Römer vor dem Soldatenberuf«⁵⁴ feststellt. Zudem lässt er seine Untersuchung ausklingen mit der Bekennnis seines gegenwartsdiagnostischen Erkenntnisinteresses in der Feststellung, »die wilden Völker des Erdballs« seien »die gemeinsamen Feinde der zivilisierten Gesellschaft«, und so sei »besorgt und neugierig« zu fragen, »ob Europa noch von einer Wiederkehr jener Katastrophen bedroht ist, die einst die Armeen und Institutionen Roms erdrückt haben.«⁵⁵

51 Vgl. Gibbon, Edward, *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire, Introduction by Christopher Dawson*, 6 Bde., London 1957; dt. Ausgabe: Gibbon, Edward, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen*, 6 Bde., übers. v. Michael Walter, hg. v. Walter Kumpmann, München²2004.

52 Vgl. Nippel, Wilfried, »Edward Gibbon und die Anfänge der modernen Althistorie«, in: *Historization – Historisierung*, hg. v. Glenn W. Most, Göttingen 2001, 149–167; Nippel, Wilfried, »Der Historiker des Römischen Reiches: Edward Gibbon (1737 – 1794)«, in: Gibbon, Edward, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen*, Bd. 6, hg. v. Walter Kumpmann, München²2004, 34.

53 Im Original: »Diminutive stature of mankind« Gibbon 2004, Bd. 1, 81.

54 Im Original: »Such was the horror for the profession of a soldier which had affected the minds of the degenerate Romans [...]« Ebd., Bd. 2, 346.

55 Im Original: »The savage nations of the globe are the common enemies of civilized society; and we may inquire with anxious curiosity, whether Europe is still threatened with a repetition of those calamities which formerly oppressed the arms and institutions of Rome.« Ebd., Bd. 5, 323. Vgl. Lutnick, Solomon, »Edward Gibbon and the Decline and Fall of the First British Empire: The historian as politician«, in: *Studies in Burke and his Time* 10 (1968/1969), 1097–1112; Dickinson, Harry Thomas, »The Politics of Edward Gibbon«, in: *Literature and History* 8 (1978), 175–196.

Doch bereits zuvor gab es im Vereinigten Königreich Versuche, aus der römischen Geschichte Lehren für die Gegenwart des *British Empire* zu ziehen. So stellte beispielsweise Edward Montagu, wie Gibbon *Member of Parliament* (1754 – 1762), in seinen 1759 erschienenen *Reflections on the Rise and Fall of the Ancient Republics. Adapted to the Present State of Great Britain* fest, von allen antiken Republiken sei Rom in der letzten Periode seiner freiheitlichen Verfassung das lehrreichste Beispiel für die Gegenwart, weil es von Dekadenz geprägt und dadurch dem Untergang geweiht gewesen sei:

There we see luxury, ambition, faction, pride, revenge, selfishness, a total disregard to the publick good, and an universal dissoluteness of manners, first make them ripe for, and then compleat their destruction.⁵⁶

Ausdrücklich Sallust folgend und das Theorem des *metus hostilis* apostrophierend, erblickt Montagu »the ruin of the Republick« gleichermaßen im gewachsenen Wohlstand und der moralischen und semantischen Perversion, dass Armut infolgedessen als Verbrechen angesehen wurde.⁵⁷ So hat Montagu am Ende keinerlei Zweifel:

It is evident from the course of this inquiry, that the ruin of the Roman Republick arose wholly from internal causes.⁵⁸

Die Konsequenz kann für ihn nur lauten: »Let us not be too much elated, and lull'd into a fatal security from some late successes, in which our national forces had no share.«⁵⁹

Montagu leitet aus seinen Geschichtsbetrachtungen aber auch noch einige unmittelbar politische Empfehlungen dezidiert konservativen Zuschnitts ab. So ist er, konträr zu Gibbon, der Meinung, dass die christlichen Werte vor Dekadenz bewahren könnten⁶⁰ und leitet hieraus eine in seltsamer Weise an Carl Schmitt gemahnende, politisch-theologische Typologie ab. Montagu sieht nämlich nicht nur im Christentum einen Schutz vor Dekadenz, sondern auch im Polytheismus der Römischen Republik – den Verfall des *imperium romanum* sieht er hingegen im epikureischen Atheismus der Kaiserzeit begründet.⁶¹

Vor allem aber kulminiert Montagus Lehre aus den vermeintlichen römischen Erfahrungen in der klassisch-republikanischen, anti-pluralistischen Warnung vor Faktionalismus⁶² als dem sichersten Ruin auch des *British Empire*:

56 Montagu, E[dward] W[ortley], *Reflections on the Rise and Fall of the Ancient Republics. Adapted to the Present State of Great Britain*, London 1759, 221ff.

57 Ebd., 268ff.

58 Ebd., 356.

59 Ebd., 381.

60 Vgl. ebd., 297, 356.

61 Vgl. ebd., 301.

62 Vgl. ebd., 221, 381.

Should faction again predominate and succeed in its destructive views, and the dastardly maxims of luxury and effeminacy universally prevail amongst us – Such too will soon be the fate of Britain.⁶³

Angesichts dessen könnte man auf den ersten Blick meinen, dass der Export der zivilisatorischen Standards aus dem imperialen Zentrum keine Rolle im Dekadenzdiskurs spielt. Doch das wäre weit gefehlt. Denn kein geringerer als David Hume hat bereits 1742 eine vorausseilende Kritik an Montagus kulturkonservativer Dekadenztheorie geübt und in seinem kleinen Traktat *Über Verfeinerung in den Künsten* festgestellt, den römischen Künsten und Luxusercheinungen die Schuld am Untergang des *imperium romanum* zuzuschreiben, sei falsch, weil ästhetische Sublimierung keinesfalls notwendig Korruption und Verdorbenheit erzeuge, und entsprechend lebe auch das *British Empire* von Verfeinerung, weil diese eine freie Regierung überhaupt erst ermögliche. Die Stütze der freiheitlichen politischen Ordnung sei nämlich das Unterhaus, und dieses verdanke seinen Einfluss der Ausweitung des Handels und des dadurch erzielten Wohlstands. Entgegen aller Niedergangsfurcht betont Hume also den Wohlstand Großbritanniens als dessen Zivilitätsbedingung und als Sehnsucht aller noch minder avancierten Kulturen. Verherrlichung der Vergangenheit und der Tugenden von Vorfahren sei eine dem Menschen angeborne Neigung, so Hume; immer aber werde nur die Selbstkritik verfeinerter Kulturen überliefert und die sittliche Reinheit naturwüchsiger einfacher Völker konstruiert, obwohl diese sich auch gerne verfeinerten, bekämen sie nur die Möglichkeit dazu.⁶⁴

Jenseits des Atlantiks ist zur gleichen Zeit die Korrespondenz zwischen dem zweiten und dritten Präsidenten der USA, John Adams und Thomas Jefferson aufschlussreich. Beide waren bei aller politischen Konkurrenz um das Präsidentenamt persönlich befreundet und haben in ihrer Korrespondenz die für uns einschlägige Thematik häufig erörtert. So stellte Adams bereits am 12. Oktober 1755, noch nicht einmal zwanzigjährig, in einem Brief an seinen Freund Nathan Webb einen großen welthistorischen Zusammenhang zwischen dem Fall Roms, den er monokausal auf die Ausbreitung von Dekadenz aufgrund des nach der Zerstörung Karthagos entfallenen *metus hostilis* zurückführt, und seiner Gegenwart her. Adams kommt nämlich umstandslos auf das Ende des *British Empire* infolge der puritanischen Kolonisation Amerikas zu sprechen und leitet aus seinen historischen Lektionen ab, die Zukunft des auf Amerika übergegangenen Imperiums sei gesichert bei Berücksichtigung einer föderalen Struktur nach dem Motto *divide et impera*.

All that part of creation which lies within our observation, is liable to change. Even mighty states and kingdoms are not exempted.

63 Ebd., 384.

64 Vgl. Hume, David, »Über Verfeinerung in den Künsten«, in: Hume, David, *Politische und ökonomische Essays*, Bd. 2., übers. v. Susanne Fischer, hg. v. Udo Bermbach, Hamburg 1988 (= Philosophische Bibliothek, 405b), 191–204.

If we look into history, we shall find some nations rising from contemptible beginnings, and spreading their influence till the whole globe is subjected to their sway. When they have reached the summit of grandeur, some minute and unsuspected cause commonly effects their ruin, and the empire of the world is transferred to some other place. Immortal Rome was at first but an insignificant village, inhabited only by a few abandoned ruffians; but by degrees it rose to a stupendous height, and excelled, in arts and arms, all the nations that preceded it. But the demolition of Carthage, (what one should think would have established it in supreme dominion,) by removing all danger, suffered it to sink into a debauchery, and made it at length an easy prey to barbarians.

England, immediately upon this, began to increase [...] in power and magnificence, and is now the greatest nation upon the globe. Soon after the Reformation, a few people came over into this new world for conscience sake. Perhaps this apparently trivial incident may transfer the great seat of empire into America. [...] The only way to keep us from setting up for ourselves is to disunite us. *Divide et impera*. Keep us in distinct colonies, and then, some great men in each colony desiring the monarchy of the whole, they will destroy each others' influence and keep the country in *equilibrio*.⁶⁵

Mit dieser historischen Metaerzählung, die man nur als Imperiumszyklentheorie bezeichnen kann, bestätigt Adams, dass die zyklische Geschichtstheorie im 18. Jahrhundert in den USA noch weit verbreitet und insbesondere unter den maßgeblichen Funktions- und Deutungseliten höchst einflussreich gewesen ist.⁶⁶

Rund 30 Jahre später, am 6. Mai 1786, also zehn Jahre nach der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und im dritten Jahr der erreichten Unabhängigkeit, äußert sich Thomas Jefferson ebenfalls brieflich (aus Paris an M. Dumas) über das Verhältnis zum Mutterland, das er ohne Beschönigung als eines der anhaltenden Feindschaft einstuft. Den Grund hierfür sieht er in der britischen Dekadenz, ihrem »lowering aspect«, dessen Übergreifen auf Amerika zu verhindern sei, weil ein Volk der freiheitlichen Selbstregierung davon besonders hart getroffen würde. Und auch Jefferson schließt mit dem für ihn naheliegenden Hinweis auf die Wiederkehr der römisch-kathargischen Problematik:

The English are still our enemies. The spirit existing there, and rising in America, has a very lowering aspect. To what events it may give birth, I cannot foresee. We are young, and can survive them; but their rotten machine must crush under the trial. The animosities of Sovereigns are temporary, and may be allayed; but those which seize the whole body of a people – and of a people, who

65 Adams, John, *The Works of John Adams, Second President of the United States. With a Life of the Author*, Bd. 1, hg. v. Charles Francis Adams, Boston 1856, 23f.

66 Vgl. Persons, Stow, »The Cyclical Theory of History in Eighteenth Century America«, in: *American Quarterly* 6 (1954), 152.

dictate their own measures – produce calamities of long duration. I shall not wonder to see the scenes of ancient Rome and Carthage renewed in our day.⁶⁷

Die frappierende Unmittelbarkeit, mit der man sich hier allenthalben zur Wiederholung römischer Erfahrungen gezwungen, weil im zyklischen Verlauf verhaftet sieht, dürfte auf die Gleichzeitigkeit von imperialer Außenpolitik und freiheitlicher innerer Ordnung zurückzuführen sein. Denn sogar in der konstitutionellen Monarchie Großbritanniens wird sorgenvoll auf das republikanische Rom rekurriert, weil sich das aus dem römischen Dekadenzdiskurs bekannte Problem von Erstarrung und Verkrustung in imperialen Strukturen stärker stellt als im immer wieder revitalisierenden, konkurrenzbasierten System mehr oder minder gleichrangiger Staaten, die zwangsläufig immer ein bedrohliches Karthago vor Augen haben.

Hinzu kommt das paradoxe Verhältnis zwischen imperialer Logik und den Effekten ihrer Befolgung: Karthago musste zerstört werden, weil die Logik imperialer Expansion für Rom darauf hinauslief, die gegenüberliegenden Küsten unter Kontrolle zu bekommen, um sich auf diese Weise eine uneingeschränkte Seeherrschaft anzueignen und damit von einem Staat innerhalb eines konkurrentiellen Systems vieler Staaten zum konkurrenzlosen Imperium zu werden.⁶⁸ Die gefürchtete Situation des entbehrten Feindes ist also selbst das Ergebnis imperialen Agierens. Daher müssen Imperien angstvoll beobachten, wie sie sich unvermeidlich dem Höhepunkt ihrer Machtentfaltung nähern, von dem aus es dann nur noch bergab gehen kann, und dies begründet die Attraktivität des Dekadenzmotivs für imperiale Ordnungen.⁶⁹

Nach dem Ende von Jeffersons Präsidentschaft ergab sich wieder eine intensive Korrespondenz mit seinem früheren Konkurrenten, aber auch lebenslang geschätzten Freund Adams. Beide sollten schließlich am 4. Juli 1826, dem 50. Jahrestag der maßgeblich von Jefferson verfassten Unabhängigkeitserklärung sterben, Jefferson kurz vor Adams, der sich in seiner Todesstunde irrig damit tröstete, Jefferson sei ja noch am Leben. Am 21. Dezember 1819 stellte Adams brieflich die besorgte Frage an Jefferson, »how to prevent luxury from producing effeminacy intoxication extravagance Vice and folly?«⁷⁰ Und er schließt mit der für die amerikanischen Gründerväter, unbenommen ihres Optimismus, charakteristischen, im zyklischen Geschichtsbewusstsein wurzelnden Überzeugung, es sei zwar »high treason to express a doubt of the

67 Jefferson, Thomas, *Memoirs, Correspondence, and Private Papers of Thomas Jefferson, Late President of the United States*, Bd. 4, hg. v. Thomas Jefferson Randolph, London 1829, 730.

68 Vgl. Münkler, Herfried, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005.

69 Mit den Überlegungen in diesem und dem vorhergehenden Absatz folge ich entsprechenden Interpretationsvorschlägen von Herfried Münkler.

70 Adams, Abigail/Adams, John/Jefferson, Thomas, *The Adams-Jefferson Letters. The Complete Correspondence Between Thomas Jefferson and Abigail and John Adams*, hg. v. Lester J. Cappon, Chapel Hill 1988, 551.

perpetual duration of our vast American Empire, and our free Institution[s]«, manchmal könne man sich gewisser Zweifel aber nicht erwehren.⁷¹ Dieser Zweifel ist mit einem in der amerikanischen Gründergeneration weit verbreiteten Motiv verbunden, und dies ist die vermeintliche Lehre aus der römischen Erfahrung, Dekadenz sei eine Folge der Urbanität und des Abschieds von einer ruralen, insbesondere agrarischen Lebensweise. So schreibt Jefferson schon am 20. Dezember 1787 aus Paris an James Madison, die Tugendhaftigkeit bleibe erhalten, »as long as agriculture is our principal object, which will be the case while there remain vacant lands in any part of America.«⁷² Der Verfall drohe hingegen von einer europäischen Erfahrung, die Jefferson gar nicht explizit als eine römische und britische darstellen muss, weil die Anspielung im damaligen Diskurskontext eine offensichtliche Transformation der Antike ist, wie sie bereits der junge Adams mit seiner umstandslosen Parallelisierung Roms und Großbritanniens vorgenommen hatte:

When we get piled upon one another in large cities, as in Europe, we shall become corrupt as in Europe, and go to eating one another as they do there.⁷³

Damit erhält das antike Dekadenzmotiv seinen neuen, spezifisch amerikanischen Akzent, in dem sich Anti-Urbanität mit der Doktrin des *Manifest Destiny* verbindet, wie sie der New Yorker Journalist John L. O'Sullivan 1845 in einem Artikel der *Democratic Review* formuliert hat, das heißt der »offenkundigen Bestimmung« der amerikanischen Nation, »our manifest destiny to overspread the continent allotted by Providence for the free development of our yearly multiplying millions.«⁷⁴ Eine konkrete politische Stoßrichtung erhielt dieses Ideologem mit der »essentially agrarian-republican critique of Jacksonian democracy«,⁷⁵ also in der Auseinandersetzung über die liberaldemokratische Politik des von 1829 – 1837 regierenden, siebten US-Präsidenten Andrew Jackson. Mittlerweile dürfte es beinahe müßig sein die Paradoxie auch dieses Diskurses zu betonen, die darin besteht, dass das unbescholtene Landleben als jene heilsbringende Alternative dargestellt wird, die es im Determinismus zumal zyklischer Geschichtsauffassung gar nicht geben kann.

Im 20. Jahrhundert wird schließlich in den britischen und amerikanischen Selbstbeobachtungen das Migrationsmotiv dominant. Interessant für diesen

71 Ebd.

72 Manning, William R. (Hg.), *The diplomatic correspondence of the United States of America from the signing of the definitive treaty of peace to the adoption of the constitution*, Bd. 3, Washington 1837, 353.

73 Ebd.

74 O'Sullivan, John L., »Annexation«, in: *The United States Magazine and Democratic Review* 17 (July 1845), 5. Vgl. Merk, Frederick, *Manifest Destiny and Mission in American History. A Reinterpretation*, New York 1963; Stephanson, Anders, *Manifest Destiny. American Expansionism and the Empire of Right*, New York 1995.

75 Wallach, Alan, »Landscape and the Course of American Empire«, in: *Thomas Cole. Landscape into History*, hg. v. William H. Truettner/Alan Wallach, New Haven/London/Washington, D.C. 1994, 90, 92.

Diskurs ist der Traktat von Arthur James Balfour (1848 – 1930), der, zwischen seiner Zeit als britischer Premierminister von 1902 – 1905 und als für die Balfour-Declaration von 1917 verantwortlicher britischer Außenminister von 1916 – 1919, am 25. Januar 1908 als Parteichef der Tories eine Gastvorlesung am Newnham College in Cambridge gehalten hat.⁷⁶ Darin greift Balfour den klassischen Dekadenzdiskurs auf und verhandelt die zumal für das auf Kolonialbildung ausgerichtete *British Empire* entscheidende Frage nach dem Umgang mit den auf diesem Wege kontaktierten Fremdkulturen. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde der Umgang mit den Kolonien in Großbritannien nämlich zunehmend kritisch diskutiert; beispielsweise hat John Robert Seeley in seinem Buch *The Expansion of England* 1883 festgestellt:

There is something very characteristic in the indifference which we show towards this mighty phenomenon of the diffusion of our race and the expansion of our state. We seem, as it were, to have conquered and peopled half the world in a fit of absence of mind. While we were doing it, that is in the eighteenth century, we did not allow it to affect our imaginations or in any degree to change our ways of thinking [...]. We constantly betray by our modes of speech that we do not reckon our colonies as really belonging to us [...].⁷⁷

Dieser Auffassung steht die bereits seit Francis Bacon, Adam Ferguson und Adam Smith verbreitete Skepsis entgegen, ob Fremdkulturen in das Empire integrierbar seien, oder ob der Zerfall des *imperium romanum* bereits in der viel gepriesenen Überschreitung der augusteischen Schwelle angelegt gewesen sei. Demnach soll die Wohlstandssteigerung in der Peripherie des Römischen Imperiums schließlich gegen das Zentrum zurückgeschlagen haben, in dem die Versorgungsmentalität der *plebs Romana* nicht mehr wehrhaft genug gegenüber den Emanzipationstendenzen in der Peripherie war. Assimilation verbietet sich nach diesem Verständnis, denn wie Gibbon als Quintessenz seines Werkes unnachahmlich festgestellt hat: »The savage nations of the globe are the common enemies of civilized society.«⁷⁸ In diesem Kollektivsingular »civilized society« drückt sich natürlich weniger die erste Theorie der Weltgesellschaft aus, als ein konservatives Verständnis imperialer Herrschaft. Balfour hat sichtlich diesen gesamten Dekadenzdiskurs vor Augen und beginnt seinen Text mit einer eingehenden Definition. Ihr zufolge widmet er sich nicht literarischer oder künstlerischer Dekadenz, sondern politischer und nationaler.

It is the decadence which attacks, or is alleged to attack, great communities and historic civilisations: which is to societies of *me* what senility is to man, and is often, like senility, the precursor and the cause of final dissolution.⁷⁹

76 Vgl. Balfour, Arthur James, *Decadence. Henry Sidgwick Memorial Lecture*, Cambridge 1908.

77 Seeley, J[ohn] R[obert], *The Expansion of England. Two Courses of Lectures*, London 1883, 17.

78 Gibbon 2004, Bd. 5, 323.

79 Balfour, *Decadence*, 6f.

Und Balfour lässt auch nicht den mindesten Zweifel, dass eine Dekadenz, die diesen Namen verdient, römischen Ursprungs ist:

When through an ancient and still powerful state there spreads a mood of deep discouragement, when the reaction against recurring ills grows feebler, and the ship rises less buoyantly to each succeeding wave, when learning languishes, enterprise slackens, and vigour ebbs away, then, as I think, there is present some process of social degeneration, which we must perforce recognise, and which, pending a satisfactory analysis, may conveniently be distinguished by the name of ›decadence‹.⁸⁰

In diesem Zusammenhang macht Balfour etliche unausgewiesene Anleihen bei Gibbon, wenn er »the long agony and final destruction of Roman Imperialism in the West« als »the most momentous catastrophe of which we have historic record« bezeichnet,⁸¹ und räsoniert, was drohe, »if the world is again to be buried under a barbaric flood«,⁸² in deren Hereinbrechen auch Gibbon das Ende der römischen Welt und die Gefährdung seiner eigenen gesehen hatte.⁸³ Sogar den ruinenromantischen Schauer angesichts des Untergangs teilt Balfour mit Gibbon und vielen weiteren bis hin zu Richard Nixon,⁸⁴ wenn er feststellt: »Rome fell, and great was the fall of it.«⁸⁵ Diese konzeptuellen Präliminarien nutzt Balfour in der Folge, um nun die Frage nach der richtigen Behandlung von Fremdkulturen durch das imperiale Zentrum zu beantworten. Wieder wird dabei von den vermeintlichen römischen Erfahrungen ausgegangen, die sich Balfour folgendermaßen darstellen:

In a few generations from the time of which I am speaking the Empire lost its extraordinary power of assimilating alien and barbaric elements. It became too feeble either to absorb or to expel them: and the immigrants who in happier times might have bestowed renewed vigour on the commonwealth, became, in the hour of its decline, a weakness and a peril.⁸⁶
It was perhaps too oriental for the occident, and it certainly became more oriental as time went on.⁸⁷

Balfour kennt indes die Annahmen des modernen Liberalismus, der ganz auf ein politisches Institutionengeflecht setzt und daher sozio-moralischer Intentionen entraten zu können glaubt. Dementsprechend apostrophiert der britische Staatsmann seinen Landsmann Darwin gegen dessen evolutionsbiologischen Kontrahenten Lamarck mit dem Hinweis, wenn erworbene Eigenschaften

80 Ebd., 34.

81 Ebd., 14.

82 Ebd., 42.

83 Vgl. Gibbon 2004, Bd. 5, 320.

84 Vgl. Nixon, Richard, »222 – Remarks to Midwestern News Media Executives Attending a Briefing on Domestic Policy in Kansas City, Missouri, July 6, 1971«, in: *The American Presidency Project*, hg. v. John T. Woolley/Gerhard Peters, <http://www.presidency.ucsb.edu/ws/?pid=3069> [8. Februar 2010] (zuletzt besucht: 23. Juli 2011).

85 Balfour, *Decadence*, 14f.

86 Ebd., 29f.

87 Ebd., 41.

nicht vererbt würden, seien die einzigen Gründe, die den physiologischen Charakter irgendeiner partikularen Gemeinschaft ändern könnten, deren Vermischung mit fremden Rassen durch Sklaverei, Eroberung oder Immigration.⁸⁸ Mit dieser im Geist der Zeit liegenden, regelrechten Biologisierung der Thematik glaubt Balfour die sozio-moralische Disposition unter modernen Bedingungen reformulieren und zur gegenüber der institutionellen Verfassung entscheidenderen Kategorie erklären zu können, um hieraus dann abzuleiten, es bedürfe einer Begrenzung der kulturellen Variation durch ethnische Vermischung, weil diese stets desintegrierende Wirkung zeitigten.⁸⁹

The flexible element in any society, that which is susceptible of progress and decadence, must therefore be looked for rather in the physical and psychical conditions affecting the life of its component units, than in their inherited constitution. This last rather supplies a limit to variations than an element which does itself vary [...]. I at least find it quite impossible to believe that any attempt to provide widely different races with an identical environment, political, religious, educational, what you will, can ever make them alike. They have been different and unequal since history began; different and unequal they are destined to remain through future periods of comparable duration.⁹⁰

Genau dieser Ansatz machte Balfours Traktat für den amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt interessant, der Balfour bereits am 5. März 1908 einen gänzlich von der Lektüre seiner Ausführungen motivierten Brief schrieb. Darin macht Roosevelt, ebenso umstandslos wie Balfour, einleitend die Existenzbehauptung, »there is such a thing as ›decadence‹ of a nation, a race, a type; and it is no less true that we cannot give any adequate explanation of the phenomenon«,⁹¹ und auch die Einsicht in den vermeintlichen praktischen Nutzen teilt er mit seinem britischen Kollegen, wenn er darauf hinweist, dass die Dekadenz ein »practical problem of statesmanship« sei.⁹² Und weitaus direkter und konkreter als Balfour formuliert Roosevelt sein immigrations- und integrationspolitisches *ceterum censeo*:

It is equally to the interest of the British Empire and of the United States that there should be no immigration in mass from Asia to Australia or to North America.⁹³

Umgekehrt war schon zuvor mit der gleichen, am sorglos geringen Argumentationsaufwand spürbaren Selbstverständlichkeit das Gegenteil behauptet wor-

88 Vgl. ebd., 45.

89 Vgl. Pocock, J[ohn] G[reville] A[gard], *Barbarism and Religion*, Band 4: *Barbarians, Savages and Empires*, Cambridge 2005.

90 Balfour, *Decadence*, 46f.

91 Roosevelt, Theodore, *Works of Theodore Roosevelt. Memorial Edition*, 24 Bde., hg. v. Hermann Hagedorn, New York 1923–1926, 122.

92 Ebd., 128.

93 Ebd.

den, nämlich die für die regelrecht heilsgeschichtliche Rolle der Vereinigten Staaten als neuem Rom positive Zuwanderung aus China.⁹⁴

Neben dieser Funktion als migrationssoziologisches ›Argument‹ vermag die Dekadenbehauptung schließlich aber ebenso nachdrücklich als Reflexionsfläche innergesellschaftlichen Reformbedarfs angesichts vermeintlicher schichtenspezifischer Problematiken dienen. Dies ist mit Verweis auf Henry George's Perhorreszierung, die niederen Klassen seien ebenso bedrohlich für die USA wie einst die dekadente Barbarei für Rom,⁹⁵ nur kurz anzudeuten, zumal mit der jüngsten Strapazierung dieser Dekadenvariante durch Bundesaußenminister Westerwelle bereits öffentlichkeitswirksam geworden ist, welche Halbwertzeit dieses als einziges keine positive Konnotation bietende Dekaden-Ideologem besitzt.⁹⁶

Die komplexe Verteilung der Haltungen zu unseren jeweils positiv beziehungsweise negativ bewerteten, vier zentralen Dekadenmotiven mit ihren politisch-sozialen Implikationen zeigt das große Ausmaß der allelopoietischen Antiketransformationen in diesem Diskurs. Denn die Dekaden Diagnosen changieren in geradezu idealtypischer Form zwischen Rückprojektionen und Aktualisierungen, und in Gestalt der Paradoxie, die vorgeblich unvermeidliche Dekaden vermeiden zu wollen, beeinflussen sie die politische Gegenwartswahrnehmung.

Nun hatten wir allerdings eingangs festgestellt, dass diese Allelopoiese ihrerseits paradox bleibt und an das Vatermord-Paradox gemahnt. Hinsichtlich dessen verdanken wir eine interessante Lösung der Quantentheorie, und zwar haben Daniel M. Greenberger und Karl Svozil gezeigt, dass ein solcher Selbstmordversuch zum Scheitern verurteilt wäre:

No matter how small the probability of your ever having reached here in the first place, the fact that you are here [...] guarantees that even though you are certain to have shot your father if you had met him [...], nonetheless you will not have met him! You will have taken the other path, with 100% certainty. Obviously, this must be the case, if you are to be here at all.⁹⁷

Dies bestätigt die eingangs angestellte, geschichtstheoretische Überlegung, derzufolge doch stärker zwischen voluntaristisch deutenden Geschichtskon-

94 Vgl. Poesche, Theodore/Goepf, Charles, *The New Rome, or The United States of the World*, New York 1853, 20f.

95 Vgl. George, Henry, *Progress and Poverty. An Inquiry into the Cause of Industrial Depressions and of Increase of Want with Increase of Wealth: The Remedy*, Garden City 1906 (= *The Complete Works of Henry George*, 1). Vgl. Malamud, Margaret, *Ancient Rome and Modern America*, Malden, MA 2009, 107f.

96 Vgl. Westerwelle, Guido, *An die deutsche Mittelschicht denkt niemand*, www.welt.de/debatte/article6347490/An-die-deutsche-Mittelschicht-denkt-niemand.html [11. Februar 2010] (zuletzt besucht: 23. Juli 2011).

97 Greenberger, Daniel M./Svozil, Karl, »Quantum Theory Looks at Time Travel«, in: *Quo Vadis Quantum Mechanics?*, hg. v. Avshalom C. Elitzur/Shahar Dolev/Nancy Kolenda, Berlin 2005, 69.

struktionen und einem deterministischen Geschichtsprozess unterschieden werden muss:

While you are aware of the past, you cannot change it. [...] Once a choice is taken, and it leads to a particular future, it was inevitable. [...] So, looking backwards, the world is deterministic. However, looking forwards, the future is probabilistic. This completely explains the classical paradox. In fact, it serves as a kind of indirect evidence that such feedback must actually take place in nature, in the sense that without it, a paradox exists, while with it, the paradox is resolved.⁹⁸

Für die Transformationstheorie hat dies vor allem eine ideologiekritische Pointe: Rom hat sich als dekadent beschrieben und dieses kulturtheoretische Urbild gleichsam weitervererbt. Wenn nun nachfolgende Gesellschaften sich selbst als dekadent beschreiben, und hierzu beziehungsweise hiermit eine bestimmte Interpretation der angeblichen römischen Dekaden vornehmen, so wird die Antike damit verändert, weil anachronistische Kategorien wie beispielsweise die angebliche Scheu vor jener abhängigen Lohnarbeit verwendet werden, die eine Entwicklung des 19. Jahrhunderts ist und also als transhistorische Kategorie inadäquat ist.⁹⁹ Gleiches gilt für die allelopoietische Rückwirkung der aus moderner Perspektive konstruierten, dekadenten römischen Antike, die die Aufnahmekultur nicht nur mit ihren ins kulturelle Gedächtnis eingegangenen Topoi, wie etwa demjenigen eines orgiastischen Luxus, verändert, sondern auch infolge des *ex post* vorhandenen Wissens um den tatsächlichen Geschichtsverlauf, also den Untergang Westroms. Alle solche Kategorien kranken aber eben an der spezifischen ›Unschärferelation‹ des allelopoietischen Paradoxes. Wie den Vater bei der Zeitreise in krimineller Absicht, so verfehlen die Transformationen der Antike stets ihr angebliches Substrat, weil die Ideenevolution »alte Namen« fortleben« lässt,

auch wenn das, was damit bezeichnet wird, sich ändert. Das hat den Vorteil, daß Diskontinuitäten nicht als Diskontinuitäten markiert werden müssen in Situationen, in denen neue Sachlagen noch nicht sicher beobachtet werden können. Statt dessen führt die Weiterverwendung in veränderten Situationen zu einer Sinnanreicherung, die Begriffe schließlich undefinierbar macht.¹⁰⁰

Wenn wir der quantenphysikalischen Aufklärung vertrauen dürfen und Transformationen der Antike also der Dekonstruktion bedürfen,¹⁰¹ wäre dies jedenfalls mit Blick auf den hier verhandelten politischen Dekadenzdiskurs ein zufriedenstellendes, beruhigendes Ergebnis.

98 Ebd., 70.

99 Vgl. Bohlender, Matthias, *Probleme mit der politischen Ideengeschichte*, Ms., Berlin 1999.
100 Luhmann, Niklas, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 4, Frankfurt am Main 1999, 103.

101 Vgl. Luhmann, Niklas, »Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung«, in: *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, hg. v. Henk de Berg/Matthias Prangel, Tübingen 1995, 9–35.

Literaturverzeichnis

Quellen

- Adams, Abigail/Adams, John/Jefferson, Thomas, *The Adams-Jefferson Letters. The Complete Correspondence Between Thomas Jefferson and Abigail and John Adams*, hg. v. Lester J. Cappon, Chapel Hill 1988.
- Adams, John, *The Works of John Adams, Second President of the United States. With a Life of the Author*, Bd. 1, hg. v. Charles Francis Adams, Boston 1856.
- Augustinus, Aurelius, *Vom Gottesstaat*, übers. v. Wilhelm Thimme, eingel. u. komm. v. Carl Andresen, München 2007.
- Balfour, Arthur James, *Decadence. Henry Sidgwick Memorial Lecture*, Cambridge 1908.
- Bodin, Jean, *Les six livres de la République*, Paris 1583.
- Eusebius von Caesarea, *Kirchengeschichte*, hg. v. Heinrich Kraft, Darmstadt 1967.
- George, Henry, *Progress and Poverty. An Inquiry into the Cause of Industrial Depressions and of Increase of Want with Increase of Wealth: The Remedy*, Garden City 1906 (= The Complete Works of Henry George, 1).
- Gibbon, Edward, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen*, 6 Bde., übers. v. Michael Walter, hg. v. Walter Kumpmann, München²2004.
- Gibbon, Edward, *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire. Introduction by Christopher Dawson*, 6 Bde, London 1957.
- Hume, David, »Über Verfeinerung in den Künsten«, in: *Politische und ökonomische Essays. David Hume*, Bd. 2., übers. v. Susanne Fischer, hg. v. Udo Bernbach, Hamburg 1988 (= Philosophische Bibliothek, 405b), 191–204.
- Jefferson, Thomas, *Memoirs, Correspondence, and Private Papers of Thomas Jefferson, Late President of the United States*, Bd. 4, hg. v. Thomas Jefferson Randolph, London 1829.
- Kant, Immanuel, »Zum Ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf«, in: Immanuel Kant, *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, Bd. 1, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main 1991, 191–251.
- Manning, William R. (Hg.), *The diplomatic correspondence of the United States of America from the signing of the definitive treaty of peace to the adoption of the constitution*, Bd. 3, Washington 1837.
- Montagu, E[dward] W[ortley], *Reflections on the Rise and Fall of the Ancient Republics. Adapted to the Present State of Great Britain*, London 1759.
- Nietzsche, Friedrich »Der Antichrist. Fluch auf das Christenthum«, in: Nietzsche, Friedrich, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, hg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 6, München²1988.
- Nixon, Richard, »222 – Remarks to Midwestern News Media Executives Attending a Briefing on Domestic Policy in Kansas City, Missouri, July 6, 1971«, in: *The American Presidency Project*, hg. v. John T. Woolley/Gerhard Peters, <http://www.presidency.ucsb.edu/ws/?pid=3069> [8. Februar 2010] (zuletzt besucht: 23. Juli 2011).
- O'Sullivan, John L., »Annexation«, in: *The United States Magazine and Democratic Review* 17 (July 1845), 5–10.
- Plutarch, 1. *Perikles*. 2. *Cato der Aeltere*, übers. v. Eduard Eyth, Stuttgart 1855 (= Plutarchs Ausgewählte Biographien, 3).
- Plutarch, *Moralische Schriften. Zweites Bändchen*, übers. v. Johann Christian Felix Bähr, Stuttgart 1829 (= Plutarch's Werke, 21).

- Poesche, Theodore/Goepp, Charles, *The New Rome, or The United States of the World*, New York 1853.
- Roosevelt, Theodore, *Works of Theodore Roosevelt. Memorial Edition*, 24 Bde., hg. v. Hermann Hagedorn, New York 1923–1926.
- Sallust, »De bello Iugurthino«, in: Sallust, *Werke und Schriften*, hg. v. Wilhelm Schöne, Stuttgart³1965, 118–343.
- Seeley, J[ohn] R[obert], *The Expansion of England. Two Courses of Lectures*, London 1883.
- Westerwelle, Guido, *An die deutsche Mittelschicht denkt niemand*, <http://www.welt.de/debatte/article6347490/An-die-deutsche-Mittelschicht-denkt-niemand.html> [11. Februar 2010] (zuletzt besucht: 23. Juli 2011).

Forschung

- Bellen, Heinz, *Metus Gallicus – metus Punicus. Zum Furchtmotiv in der römischen Republik*, Stuttgart 1985 (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. Jahrgang 1985, 3).
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang, »Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation [1967]«, in: Ernst-Wolfgang Böckenförde, *Der säkularisierte Staat. Sein Charakter, seine Rechtfertigung und seine Probleme im 21. Jahrhundert*, München 2007 (= Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung, 86), 43–72.
- Bohlender, Matthias, *Probleme mit der politischen Ideengeschichte*, Ms., Berlin 1999.
- Bringmann, Klaus, »Weltherrschaft und innere Krise Roms im Spiegel der Geschichtsschreibung des zweiten und ersten Jahrhunderts v. Chr.«, in: *Antike und Abendland* 23 (1977), 28–49.
- Chaunu, Pierre, *Histoire et décadence*, Paris 1981.
- Demandt, Alexander, »Das klassische Dekadenmodell bei Isokrates«, in: Alexander Demandt, *Geschichte als Argument. Drei Formen politischen Zukunftsdenkens im Altertum*, Konstanz 1972, 18–29.
- Dickinson, Harry Thomas, »The Politics of Edward Gibbon«, in: *Literature and History* 8 (1978), 175–196.
- Eckstein, Arthur M., *Moral Vision in the Histories of Polybius*, Berkeley 1995.
- Fischer, Karsten, »Imperiale Verfallssucht. Politische Fernwirkungen des Dekadenmotivs«, in: *Macht Antike Politik?*, hg. v. Johannes Helmuth/Stefan Schlelein, Berlin [voraussichtlich 2012].
- Fischer, Karsten, *Die Zukunft einer Provokation. Religion im liberalen Staat*, Berlin 2009.
- Foucault, Michel, »Die fröhliche Wissenschaft des Judo. Ein Gespräch mit Jean-Louis Ezine«, in: Michel Foucault, *Mikrophysik der Macht. Über Straffjustiz, Psychiatrie und Medizin*, Berlin 1976, 124–129.
- Fuchs, Harald, »Der Friede als Gefahr. Zum zweiten Einsiedler Hirtengedichte«, in: *Harvard Studies in Classical Philology* 53 (1958) 363–385.
- Gebhardt, Christian/Kaiser, Stephan/Müller-Seitz, Gordon, *Opening the Black Box »Internet« – A Refinement of Sociological Systems Theory by Analyzing how Wikipedia Unfolds its Inherent Paradoxes*, Arbeitspapier für das 25. EGOS-Colloquium, Barcelona 2009.
- Göbel, Andreas, »Paradigmatische Erschöpfung. Wissenssoziologische Bemerkungen zum Fall Carl Schmitts«, in: *Metamorphosen des Politischen. Grundfragen politischer Einheitsbildung seit den 20er Jahren*, hg. v. Andreas Göbel/Dirk van Laak/Ingeborg Villinger, Berlin 1995, 267–286.

- Greenberger, Daniel M./Svozil, Karl, »Quantum Theory Looks at Time Travel«, in: *Quo Vadis Quantum Mechanics?*, hg. v. Avshalom C. Elitzur/Shahar Dolev/Nancy Kolenda, Berlin 2005, 63–72.
- Greven, Michael Th., »Bildung und Demokratie – zwischen Utopie und Praxis«, in: *Vorgänge* 4 (2009), 4–18.
- Hölkeskamp, Karl-Joachim, *Rekonstruktionen einer Republik. Die politische Kultur des antiken Rom und die Forschungen der letzten Jahrzehnte*, München 2004 (= Historische Zeitschrift. Beihefte, 38).
- Holmes, Stephen, *Passions and Constraints. On the Theory of Liberal Democracy*, Chicago/London 1995.
- Kapust, Daniel, »On the Ancient Uses of Political Fear and Its Modern Implications«, in: *Journal of the History of Ideas* 69 (2008), 353–373.
- Knepe, Alfred, »Metus und Securitas. Angst und Politik in der römischen Kaiserzeit«, in: *Angst und Politik in der europäischen Geschichte*, hg. v. Franz Bosbach, Dettelbach 2000, 53–66.
- Knepe, Alfred, *Metus temporum. Zur Bedeutung von Angst in Politik und Gesellschaft der römischen Kaiserzeit des 1. und 2. Jhdts. n. Chr.*, Stuttgart 1994.
- Lintott, Andrew W., »Imperial Expansion and Moral Decline in the Roman Republic«, in: *Historische Zeitschrift für Alte Geschichte* 21 (1972), 626–638.
- Llanque, Marcus, *Politische Ideengeschichte. Ein Gewebe politischer Diskurse*, München 2008.
- Luhmann, Niklas, *Ideenevolution. Beiträge zur Wissenssoziologie*, hg. v. André Kieserling, Frankfurt am Main 2009.
- Luhmann, Niklas, *Die Politik der Gesellschaft*, hg. v. André Kieserling, Frankfurt am Main 2000.
- Luhmann, Niklas, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 4, Frankfurt am Main 1999.
- Luhmann, Niklas, »Tautologie und Paradoxie in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft«, in: Niklas Luhmann, *Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen*, hg. v. Kai-Uwe Hellmann, Frankfurt am Main 1997 (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1256), 79–106.
- Luhmann, Niklas, »Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung«, in: *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, hg. v. Henk de Berg/Matthias Prangel, Tübingen 1995, 9–35.
- Lutnick, Solomon, »Edward Gibbon and the Decline and Fall of the First British Empire: The historian as politician«, in: *Studies in Burke and his Time* 10 (1968/1969), 1097–1112.
- Maier, Franz-Georg, »Niedergang als Erfahrung und Begriff. Die Zeitgenossen und die Krise Westroms 370–470«, in: *Niedergang. Studien zu einem geschichtlichen Thema*, hg. v. Reinhart Koselleck/Paul Widmer, Stuttgart 1980, 59–78.
- Malamud, Margaret, *Ancient Rome and Modern America*, Malden, Mass 2009.
- Meier, Christian, *Kultur, um der Freiheit willen. Griechische Anfänge – Anfang Europas?*, München 2009.
- Meier, Christian, *Res publica amissa. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der römischen Republik*, Frankfurt am Main ²1980a.
- Meier, Christian, »Augustus. Die Begründung der Monarchie als Wiederherstellung der Republik«, in: Christian Meier, *Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar. Drei biographische Skizzen*, Frankfurt am Main 1980b, 223–287.
- Merk, Frederick, *Manifest Destiny and Mission in American History. A Reinterpretation*, New York 1963.

- Merton, Robert K., »Die Eigendynamik gesellschaftlicher Voraussagen«, in: *Logik der Sozialwissenschaften*, hg. v. Ernst Topitsch unter Mitarbeit v. Peter Payer, Frankfurt am Main ¹²1993, 144–161.
- Merton, Robert K., »The Self-fulfilling Prophecy«, in: *Social Theory and Social Structure*, hg. v. Robert K. Merton, New York/London 1968, 475–490.
- Münkler, Herfried, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005.
- Nippel, Wilfried, *Antike und moderne Freiheit. Die Begründung der Demokratie in Athen und in der Neuzeit*, Frankfurt am Main 2008.
- Nippel, Wilfried, »Der Historiker des Römischen Reiches: Edward Gibbon (1737 – 1794)«, in: Gibbon, Edward, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen*, Bd. 6, hg. v. Walter Kumpmann, München ²2004, 7–114.
- Nippel, Wilfried, »Edward Gibbon und die Anfänge der modernen Althistorie«, in: *Historization – Historisierung*, hg. v. Glenn W. Most, Göttingen 2001, 149–167.
- Persons, Stow, »The Cyclical Theory of History in Eighteenth Century America«, in: *American Quarterly* 6 (1954), 147–163.
- Pocock, J[ohn] G[reville] A[gard], *Barbarism and Religion*, Band 4: *Barbarians, Savages and Empires*, Cambridge 2005.
- Pocock, J[ohn] G[reville] A[gard], *Barbarism and Religion*, Band 3: *The First Decline and Fall*, Cambridge 2003.
- Pocock, J[ohn] G[reville] A[gard], *The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition*, Princeton 1975.
- Sion-Jenkis, Karin, *Von der Republik zum Prinzipat. Ursachen für den Verfassungswechsel in Rom im historischen Denken der Antike*, Stuttgart 2000.
- Spencer-Brown, George, *Laws of Form. Gesetze der Form*, Lübeck ²1999.
- Stephanson, Anders, *Manifest Destiny. American Expansionism and the Empire of Right*, New York 1995.
- Stichweh, Rudolf, »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«, in: *Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologische Theorie* 6 (2000), 237–250.
- Thomas, W[illiam] I./Thomas, Dorothy Swaine, *The Child in America. Behavior Problems and Programs*, New York 1928.
- Troeltsch, Ernst, *Augustin, die Antike und das Mittelalter*, Berlin 1915.
- Wallach, Alan, »Landscape and the Course of American Empire«, in: *Thomas Cole. Landscape into History*, hg. v. William H. Truettner/Alan Wallach, New Haven/London/Washington, D.C. 1994, 23–111.
- Welwei, Karl-Wilhelm, »Zum ›metus Punicus‹ in Rom um 150 v. Chr.«, in: *Hermes* 117 (1989), 314–320.
- Werner, Helmut, *Der Untergang Roms. Studien zum Dekadenzproblem in der antiken Geistesgeschichte*, Stuttgart 1939.
- Winterling, Aloys, »Krise ohne Alternative« im alten Rom«, in: Christian Meier zur Diskussion. *Autorenkolloquium am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld*, hg. v. Monika Bernett/Wilfried Nippel/Aloys Winterling, Stuttgart 2008, 219–239.
- Winterling, Aloys, »›Staat‹, ›Gesellschaft‹ und politische Integration in der römischen Kaiserzeit«, in: *Klio* 83 (2001), 93–112.